



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

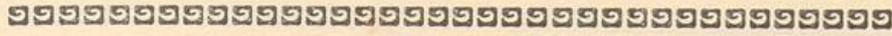
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

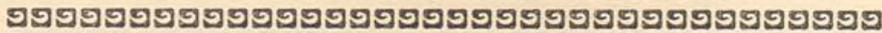
Hamburg, 1904

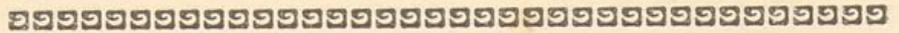
Nikolaus Lenau (1902)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



Lenau

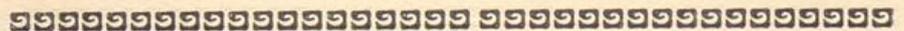


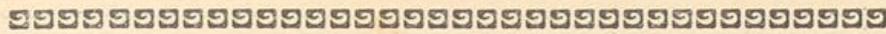


(1902)

Literatur:

- Nikolaus Lenaus sämtliche Werke, herausgeg. von Anastasius Grün.
Stuttgart: J. G. Cotta, 1880.
L. A. Franckl: Beitrag zur Biographie Nikolaus Lenaus. Wien:
A. Hartleben, 1885.
Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch u. Briefe des Dichters,
herausgeg. von L. A. Franckl. Stuttgart: J. G. Cotta, 1891.
A. Schurz: Lenaus Leben. Stuttgart, 1855.





Es ist ein gutes Zeichen für das tiefere Kunstverständnis unserer Zeit oder doch für die tiefere Sehnsucht nach Kunst, daß man gerade für die Lyrik wieder eine größere Empfänglichkeit zeigt. Poesie ist die Mutter aller Kunst, und das innerste Wesen aller Poesie ist Lyrik. Was in dem erzählenden Gedicht uns spannt und erregt, was in uns mitzittert und mitjubelt, ist Lyrik; was das Drama in uns auslöst, was in Mitleid und Furcht mitschwingt, ist Lyrik.

Keine Art der Dichtung ist an sich so national wie die Iyrische. Homers Epen und Shakespeares Dramen sind ein Gemeingut unserer Bildung geworden, aber nicht eine Strophe irgend eines fremden Gedichtes lebt in unserem Volke. Hier sind Inhalt und Form so ganz eins, daß jedes Übersetzen zugleich ein Versetzen ist, ein Versetzen einer Blume in einen anderen Boden, in andere Licht- und Wärmebedingungen; auch da kann sie blühen, aber es ist nicht mehr die alte Blume, nicht mehr der alte Duft und Glanz.

In der Lyrik gibt der Dichter ganz sich selbst und damit zugleich auch ganz sein Volkstum oder doch ein bedeutsames Stück desselben. Er objektiviert nicht wie der Epiker, der Dramatiker, er subjektiviert alles, taucht alles in die Flut seiner Lebensanschauung, überzieht es mit seiner Seelenfarbe. Je mehr er danach strebt, nur sich selbst zu belauschen, nur aus sich selber zu schöpfen, sich hineinzugrübeln in die tiefsten Spalten

seiner Seele, je leichter verwischen sich ihm die festen Grenzen der Außenwelt, und ihm geht es wie dem Strom, der sich in sich selbst versenken will — er stürzt den Abgrund hinunter. Es ist mehr als zufällig, es liegt im Wesen der Lyrik mitbegründet, daß große Lyriker und Nur-Lyriker, wie Hölderlin, Leuthold, Lenau, in der Nacht des Wahnsinns endeten.

Die Lyrik spiegelt die Seele, das Leben des Dichters wieder. Darum ist eine Kenntnis des Lebens des Dichters für das Verständnis seiner Dichtungen von großem Werte, wie auch umgekehrt die Dichtungen uns den Schlüssel zu seinem Leben bieten. „Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben“, sagt Lenau selber. —

Aus slavisch-deutschem Geschlechte stammend, wurde Nikolaus Franz Niembösch, Edler von Strehlenau, der deutsche Dichter, am 13. August 1802 zu Csatad im „fernen Ungarland“ geboren. Die Liebe hatte seine Eltern zusammengeführt; aber was er in dem Gedicht „Meine Braut“ von sich selber singt, galt von ihnen:

„Deine Braut heißt Qual — den Segen
Sprach das Unglück über Euch!“

Ihre Ehe war sehr unglücklich.

Der Vater, der schon in jungen Jahren starb, war leichtsinnig, ausschweifend, treulos und ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er auf dem Wege, einen Arzt für sein sterbendes Töchterlein zu holen, Kind und Weib gänzlich vergaß und Hab und Gut verspielte. Die Mutter hingegen war eine feinsinnige, tiefempfindende Natur, die mit grenzenloser Liebe an ihrem Niki hing, dem sie keinen Wunsch versagen konnte. Von ihr hatte er seine dichterischen Gaben geerbt, ihrer gedenkt er später in ergreifenden Liedern.

In einem Hause in Ofen, das, ursprünglich eine Kapelle, mitten in einem Friedhof lag, wächst der träumerische, scheue, verschlossene Knabe heran. Ein frommer, religiöser Sinn ist ihm von Kindheit an eigen; sein liebstes Spiel ist Messelesen,

sein liebster Aufenthalt in der freien Natur. Eine hohe Begabung zieht ihn zur Musik; erst erlernt er die Guitarre, dann die Geige, auf der er es zu großer Meisterschaft bringt. Wer ihn je spielen gehört, war in tiefster Seele davon ergriffen und entzückt. In einer Bauernschenke bittet er einst, wie Frankl erzählt, den primgeigenden Zigeuner in ungarischer Sprache um seine Violine. Er spielt den Rakoczymarsch. Schon bei den ersten Strichen wird es in der Wirtsstube plötzlich still. Die Zuhörer lauschen erst in andächtigem Staunen, dann brechen sie in lauten Jubel aus. Einer der Bauern drängt sich an ihn heran. „Mußt sein Sohn eines Zigeuners,“ meint er und umarmt ihn. Die andern heben ihn auf ihre Arme und tragen ihn unter Elfenrufen in der Schenke umher.

Eine kurze Zeit lebt er bei seiner Großmutter. Ihrem hochmütig aristokratischen Sinn setzt er einen stolzen, selbstbewußten Trotz entgegen, und beim ersten Zusammenstoß mit ihr entflieht er in die weichen Arme der Mutter zurück. Als Siebzehnjähriger geht er zu freien Studien nach Wien, dann studiert er ungarisches Recht in Preßburg, besucht eine Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, macht wiederum Rechtsstudien in Wien, widmet sich vier Jahre lang der Medizin, treibt nebenher spekulative Philosophie, bringt es aber in keinem Studium zum Abschluß, obgleich er im letzten Jahre studierte, „daß ihm der Schädel dampfte“. Nicht allein das Bestreben, sich vielseitig zu unterrichten, treibt ihn so hin und her, auch etwas Unsicheres, Unstütes lebt in ihm, er kann zu keinem Entschluß kommen, er läßt alles an sich herantreten, und was wie ein kräftiger männlicher Entschluß aussieht, ist gewöhnlich die Flucht vor einem andern, die Flucht vor einer entscheidenden Tat.

Seine erste tiefe, leidenschaftliche Liebe hatte er einer gänzlich Unwürdigen gewidmet. Das konnte er nie verwinden.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Herz gesenkt.“

Der düstere Schatten, den dieses Ereignis in seine Seele geworfen, ist nie daraus gewichen. Wohl rafft er sich auf, er will dem Schicksal die Stirn bieten und all seinen Schrecken mit rechtem Mannesmute entgensehen.

Als er den Traunstein im Salzkammergut besteigt, tritt er an den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes und berichtet darüber seinem Schwager: „Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche; Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen.“

Und wie der Natur, so blickte er auch gern seiner Seele in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes, bis es ihm schön, bis es ihm zum Gedicht ward. Es ist ahnungsvoll bedeutsam, daß er in seinem Gedichte „Waldkapelle“ den von der Liebe Derratenen im Wahnsinn an der Stätte des alten Glückes umherirren läßt.

„Starrt so des Wahnsinns Auge mild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten Hienieden.

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns hangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?“

Das war das erste Gedicht, das Lenau einem jungen Mädchen in Stuttgart vorlas, deren göttlicher Gesang von Beethovens „Adelaide“ ihn so ergriffen hatte, daß er, um seine

Bewegung zu verbergen, sich hinter einen eisernen Ofen stellte und das harte Eisen drückte und biß und es mit seinen Tränen benetzte. Aber er entsagte. Er fühlt so wenig Glück in sich, daß er andern keins abgeben kann.

„Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder.
Kind, mir würde um dich bang'
Flieh, es krachen die Geländer.“

Seiner Liebe zu dem holden Kinde und seiner Entsagung sind die wunderbar melodischen, innig keuschen „Schilflieder“ entsprossen, die zu dem Schönsten zählen, was die deutsche Liebeslyrik hervorgebracht hat.

Nachdem die Liebe ihn verraten, nachdem er die Liebe verlassen, ist ihm künstlerische Ausbildung höchster Lebenszweck. Darum besucht er Amerika; dort will er seine Phantasie in die Schule, in die Urwälder schicken, sein Herz durch und durch macerieren, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt.

Aber Lenau fand nicht, was er in Amerika suchte — weder die gewaltige poetische Anregung, noch viel weniger die wunderbare Wirkung auf sein Gemüt, die er erhoffte. Was konnte auch der grübelnde, schwermütige deutsche Dichter in dem Lande finden, wo vor allem time money ist? Es schien ihm ein poetischer Fluch, daß Amerika keine Nachtigall habe. Für die politische Größe und Eigenart des Landes fehlte ihm der rechte Sinn, und was er über seine Zukunft prophezeite, hat ihn als schlechten Propheten erwiesen. Aber dennoch hat das Land und die Reise dahin — sie dauerte volle zehn Wochen — ihn dichterisch vielfach angeregt: nicht nur in Stoffen, in Anschauungen und Bildern, die ihm die Fremde bot, auch in Liedern, die ihm das Heimweh aus der Seele lockte. So ist sein bekanntestes und zugleich eines seiner schönsten Gedichte, „Der Postillon“, auf dieser Reise entstanden.

Als Lenau nach etwa einjähriger Abwesenheit im Juni 1833 nach Deutschland zurückkehrte, war sein Name allen

denen vertraut, die sich für Poesie interessierten. Seine Gedichte waren inzwischen bei Cotta erschienen und hatten begeisterte Aufnahme gefunden. Anerkennung und Ruhm strömte ihm von allen Seiten zu, und in stolzem Selbstbewußtsein und in gesteigertem Kraftgefühl begann er die Ausarbeitung seines „Faust“.

Da ergriff die Liebe abermals sein Herz — diesmal aber so stark und fest, daß sie es nicht eher wieder losließ, als bis es verblutet war. Nicht leidenschaftlich wild, nicht mit einem Tigersprunge hatte sie ihn gepackt: nach und nach war die Liebe zu der Frau seines Freundes Löwenthal in sein Herz gezogen. Flüchtig hatte er Sophie Klenle, die Tochter des Hofrats Franz Joachim Klenle, schon einmal als 13jähriges Mädchen gesehen; als 23jährige junge Frau, als Mutter dreier Kinder, erblickte er sie wieder. Das Verhältnis, von dem auch der Gatte wußte, blieb nach allem, was wir wissen, äußerlich in sittlichen Grenzen, aber es nahm die Seele der beiden so gefangen, füllte ihr ganzes Fühlen und Denken so aus, wie es nur der tiefste, leidenschaftlichste Liebesbund vermag. Sophiens Briefe sind uns nicht erhalten geblieben; aber ihr Sohn ließ auf ihren eigenen Wunsch Lenaus Briefe und Tagebuchblätter an sie vor etwa einem Jahrzehnt veröffentlichen, und der Dichter hat recht, wenn er in einem der Briefe meint: „Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen auf Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Neste fliegt.“ Von einem Kampf gegen seine Liebe ist kaum eine Rede, ebenso wenig von einem Kampf um den Besitz des geliebten Weibes. Leider hat der Herausgeber, L. A. Frankl, nicht alles veröffentlicht. Wie ich aus einem Vergleich mit den mir vorliegenden Abschriften von Sophiens eigener Hand ersehe, sind alle Stellen und Briefe, die auf ein sinnliches Begehren schließen lassen, ja ein harmloses „Ich küsse Dich tausendmal“ ausgelassen, während andere, viel glühendere, leidenschaftlichere aufgenommen

worden sind. Aber selbst nach Briefen, die man auf den ersten Blick auf ein völliges Hingeben deuten könnte, ist wieder in anderen von ungestillter Sehnsucht und ewiger Entsagung die Rede, heißt es wörtlich: „Wenn ich Dich auch nicht ganz haben durfte, so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume jemals für möglich hielten.“

Wohl mag er ihrer in heißer Aufwallung begehren, aber ihr Blick hält ihn gebannt, und verehrend schaut er zu ihr empor. Gleich der erste der mitgeteilten Briefe lautet: „Eine Furcht, nicht viel kleiner als die vor Deinem Tode, hast Du heute mit Deiner himmlischen Milde aus meinem Herzen gebannt, die Furcht, an Deiner Achtung etwas zu verlieren.“

Sie wird ihm immer unentbehrlicher, Daseinsbedingung wie Luft und Licht. „Ich habe heute viel gearbeitet,“ schreibt er ihr aus Reichenau, „aus mir heraus und in mich hinein. Einsam bin ich hier, ganz einsam. Aber ich vermisse in meiner Einsamkeit nur Dich. Du bist mir unersehlich durch die schöne Natur, durch den Verkehr mit großen Geistern, wie Platon, den ich fleißig lese, ja selbst durch die beglücktesten Stunden meines Kunstlebens, denn Du bist mir die wunderbare Vereinigung alles dessen und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen, das mich warm und unmittelbar anweht in Deiner Nähe, o Du geliebtes Weib. Ich verdanke Dir auch mehr als meinem ganzen Leben ohne Dich.“ Wenn sie ihm nicht schreibt, ist er traurig, niedergeschlagen, es gibt ihm physisch einen Stich ins Herz, bringt man ihm die Zeitung ohne den erwarteten Brief. Und kommt er, der ängstlich ersehnte, jubelt er auf. „Ein Brief! ich bin glücklich, selig; welch ein Brief!“

Wenn sie auf Reisen geht, begleitet sie seine bange Sorge; fühlt sie sich nicht wohl, steht sie in wahnsinniger Angst an ihrem Lager. Ihr Geburtstag ist ihm sein zweites Weihnachtsfest. Er hält sie für bedeutender als sich selber, er fühlt, daß er durch sie besser geworden, und will sich nun bestreben, daß er nicht allzusehr unter ihrer Schätzung bleibt. „Ich bin Dein

mit allen meinen Hoffnungen und Wünschen und Werken. Überall, wo ich Gottes Hand fühle, spüre ich auch Deine liebe Hand, und ich kann oft beide von einander nicht unterscheiden."

Und Sophie? Wie gesagt, von ihren Briefen sind nur wenige erhalten, aber das Bild ihrer Seele spiegelt sich in der seinigen wieder, das Echo ihrer Stimme zittert aus dem dunkeln Wald seiner Dichtungen hervor. Und doch, man fühlt's, daß sie nicht bloß die liebende, starke Herzensfreundin, daß sie auch das Weib ist, das bewußt oder unbewußt mit allerhand kleinen Listen den kostbarsten Fund ihres Lebens für immer selbstüchtig festzuhalten sucht und ihn, den sie doch nicht ganz besitzen kann, auch mit keiner anderen teilen will. Zwischen glühenden Ergüssen und glücklichem Jubel über ihren Herzensbund kommen leise Klagen, daß er vernachlässigt werde, Beruhigung über ihren Zweifel an dem Bestand seiner Liebe, Beschwichtigung ihrer Selbstvorwürfe, daß sie zerstörend in sein Leben eingedrungen sei: „Hätte ich Dich nicht gefunden, so hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, das es wert ist, daß mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe."

Ja, ein Unglück war dieser Bund doch für ihn. Zuweilen fühlt er, daß das, was ihn bindet — und wenn's ihn auch an das herrlichste Geschöpf der Welt bindet — doch Ketten sind. „O, meine Freiheit!" seufzt einmal er auf. „Ich habe in der Zeit unserer Liebe meinen Willen vernachlässigt." Aber doch ist ihm nicht klar bewußt, wie stark er gefesselt ist. Einmal in dieser Zeit ist er nahe daran, sich mit Karoline Unger, der berühmten Sängerin, zu vermählen; aber er schreckt doch vor dem letzten entscheidenden Schritt zurück, er weiß nicht recht, was an ihrem Wesen, an ihrer Liebe Kunst oder Natur ist. Doch noch immer täuscht er sich über sich selbst. Er, der so oft, wenn er vom Glück anderer hörte, gesagt hatte: „Das habe ich verpaßt", er, der wahllos gebunden war, wähnte sich noch frei genug, wählen zu können.

Zu ihrem Entsetzen hörten seine Freunde im Sommer 1844 von seiner Verlobung mit einem jungen, anmutigen Frankfurter Mädchen, Marie Behrends, das er in Stuttgart kennen und lieben gelernt hatte. Lenau reiste bald darauf selber nach Wien, um sich mit Sophie auszusprechen. Nun wollte er sich von der Losreißen, der er seine ganze Seele hingegeben, von der er selber bekannt:

„Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.“

Nun war der Augenblick gekommen, von dem er selber in „Tod und Trennung“ vorahnend gesagt, daß er bänger sei als das Sterben selber, nun wollte er Abschied nehmen, vielleicht auf immer, und hatte doch einst gesungen:

„Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen,
Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.“

Was sich in der bitteren Trennungsstunde zwischen den beiden an Liebes- und Leidvollem losgerissen, wer kann es sagen? Bis in die feinsten Wurzelfasern zittern die Bäume, deren ineinander geschlungene Äste man lösen will. „Von Jammer überschüttet,“ reicht ihm die Freundin zum letztenmal die Hand. „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen! — Eins von uns muß wahnsinnig werden.“ Er aber ging mit den Worten: „Dein, fest und ewig.“

Und nun trat er seine Brautfahrt über Regensburg nach Frankfurt an. Eine schauerliche Brautfahrt. Zweifel und Sorgen und Todestraurigkeit seine Begleiter. Von Stuttgart

aus schreibt er Tag um Tag an Sophie. „Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müde bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen.“ Qualvolle Bedenken wegen der materiellen Sicherheit seiner Zukunft erhöhen seine trübe Stimmung, ein Nervenschlag lähmt seine rechte Wange, er fühlt's, der Tod hat ihn gezeichnet, wie der Förster die Bäume kerbt, die er fällen will. Ihm graut vor der Heirat, zu der er sich unfähig fühlt, und er ist doch zu ritterlich, sein Wort zurückzunehmen. Alles in ihm Aufregung, Gärung, Kampf und Qual. Bitter erschreckende Briefe von Sophie kommen hinzu. Die Traumgestalten sind zu Traumgewalten geworden, sie haben ihm alles zusammengerüttet „und über den Tisch den Wein verschüttet“.

Schon im November 1836 hatte er Sophie geklagt: „Ich bin mir selbst unheimlich geworden in meiner Leidenschaftlichkeit. Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern sich beide durchkreuzen lasse.“ Und ein andermal äußert er zu einem Freunde: „Du kennst die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.“ Nicht die hellen Sonnenrosse, die dunklen Rosse des Schmerzes, des Zweifels hatten ihn zum Abgrund geschleift. Und nun kam nach kurzer Dämmerung die Nacht, die lange, sechs Jahre währende Nacht des Wahnsinns; anders, als er sie in seinem Gedicht „Bitte“ sich gedacht, aber doch auch Ruhe und Frieden bringend:

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
 Übe deine ganze Macht,
 Ernste, milde, träumerische,
 Unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
 Diese Welt von hinnen mir,

Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für."

Den Sänger der Nacht könnte man Lenau nennen. Alles, was auf der dunklen Seite des Lebens liegt, was an verdämmerten Abgründen blüht und duftet, was in geheimnisvollen Tiefen quillt und pocht, zaubert sein Lied empor. Sehnsucht und Entsagung, Herbst und Heimweh, Einsamkeit und Erinnerung, Schuld und Reue, Traum und schlaflose Nacht, Wahnsinn und Sterben und Tod, das sind die Grundakkorde seines Gesanges. Er zuerst hat unter den deutschen Dichtern die stille Heide besungen, der herbstliche Wald hat ihm seine schönsten Lieder gerauscht, und den Völkern, die auf der Schattenseite der Geschichte stehen, die dem Untergang geweiht sind, den Polen, den Indianern ertönt sein Lied. Ahasver, den ewigen Wanderer, begleitet er, und die Zigeuner, die ruhelos durch die Welt Schweifenden, sucht er auf. Eine unendliche Schwermut durchrinnt seine Lieder, eine Schwermut, die uns ganz in ihren Bann schlägt, weil wir fühlen, daß sie einem echten, tiefen Schmerz entsprungen, der „wie jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden bleibt“. Wie in einem tiefen, von hohem Ufer umschatteten Strom spiegelt sich die Welt in seiner Dichtung wieder. Da neigen sich auch Busch und Blume, da blicken auch Himmel und Sonne darein, aber alles in einem weichen, blassen Dämmerlicht, alles schwankend und bebend, und die Wasser zittern vorüber und klagen die uralte Melodie:

„Alles Leben ein Verrauschen,
Ein Verrinnen, doch von wannen?
Doch woher? Die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen.“

In immer neuen, eigenartigen Bildern weiß er uns ans Herz zu legen, was ihm die Seele bewegt, was an großen, machtvollen Gedanken seinen Geist durchströmt. Für alles findet er in der Natur Bild oder Kontrast. Er sieht ihre geheimste Regung, er belauscht ihren leisesten Atemzug. Eine

tiefe Natursymbolik ist ihm eigen. Wie Merlin ruht er einsam im Schatten hoher Eichen, spinnt Gedankenetze zwischen ihren Zweigen und hört die Stimmen, die den andern schweigen.

In den wundervollen „Sonetten“ lauscht seine Seele der Stimme des Windes wie das Kind den Worten des Vaters, der es heimwärts ruft; eine unsagbare Wehmut, ein Heimweh durchschauert ihn beim stillen Regnen auf die nebelgraue Heide, wo Erd' und Himmel in eins gefallen sind, wie zwei Freunde, die sich ihr Leid vertrauen; die Glocken, die von fern im Hochgebirge tönen, wecken und erhöhen seinen Gram, aber das schlafende Kind, das im Traume spricht, segnet sein Herz:

„Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen,
Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf der stillen Heide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.“

Seine Lieder triefen von zauberhaftem Wohlklang. Wer es nicht wußte, müßte es diesen wunderbaren Rhythmen anhören, anfühlen, daß Lenaus Seele voll Musik war. Noch als der Wahnsinn seine dunklen Fittiche um ihn zusammenschlagen wollte, trug sein eignes Geigenspiel ihn zu klaren Höhen, daß er frohlockend ausrief: „Mein Guarnerius hat ein Wunder gewirkt und mich wieder gesund gemacht.“ Oft, wo ihm die Sprache nicht ausreichte, griff er zu seiner geliebten Geige, um in ihren Tönen seine Seele ausklingen zu lassen. „Das Letzte und das Tiefste läßt sich doch nicht mit Worten sagen, der Geist muß wie ein Schiff vom dürren, steinigen Gedankenstrande sich fortschnellen und sich dem unbestimmt flutenden Ozean der Gefühle — der Musik überlassen.“ So war ihm auch Beethoven das Höchste, er steht ihm in seiner Erhabenheit neben dem schroffen Urgebirge und dem grenzenlosen Meere. „Dieser göttliche Geist,“ äußert er sich einmal Frankl gegenüber, „durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz. Er wirkt auf mich wie kein Geist auf Erden. Ich nehme selbst Shakespeare

nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen."

Und etwas vom Beethovenschen Geist, von seiner herzererschütternden Wehmut, von seiner hinreißenden Sehnsucht lebt und webt auch in Lenau. In seinen „Waldliedern“, seinem letzten großen Gedichtzyklus, den er im Jahre vor dem verhängnisvollen Sommer geschaffen, flutet's dahin, wirbelt, stürmt, jauchzt und weint wie in einer Beethovenschen Symphonie, um endlich mild und beruhigend in dem wundervollen Schlußakkord auszuklingen:

„In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich still vergnügtes Tauschen.“

Lenau war nicht nur Dichter, er war auch ein scharfer, grübelnder Denker. Seine religiösen Zweifel und Kämpfe, sein Gottsuchertum, seine Begeisterung für die Freiheit kommen in seinen großen lyrisch-epischen Dichtungen „Faust“, „Savonarola“ und „Die Albigenser“ zum Ausdruck. Die letztere Dichtung, ein wilder, grausiger Nachtgesang voll erhabener Bilder und tiefer Gedanken, bezeichnet den Höhepunkt seines Schaffens auf diesem Gebiete. Das Gedicht schließt mit einer grandiosen Strophe, die, wie Anastasius Grün fein bemerkt, mit ihrem genialen „Und so weiter“ in die fernste Unendlichkeit des freiheitsliebenden Menschegeistes deutet.

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.
Den Albigensern folgten die Hussiten
Und zählten blutig heim, was jene litten,
Nach Huß und Ziska kamen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.“

Den Geist der Freiheit, der solche Strophen durchwehte,

spürten auch die österreichischen Zensoren, die „Gedankenwürger“. Keins seiner Werke durfte in Österreich gedruckt werden, ja nicht einmal ihr Titel durfte in österreichischen Journalen genannt werden.

Aber sie drangen doch ins Land. Der Zauber seiner Gedichte war unwiderstehlich wie der seiner Persönlichkeit. Es mag seine edle Gesinnung kein Wort besser charakterisieren als das eine: „So hoch steht mir kein Mensch, daß ich es der Mühe wert fände, gegen ihn falsch zu sein.“

Die Frau, der er die Ruhe seiner Seele geopfert, der er Glück und Weh der Liebe verdankt, hat in einem Briefe das Bild des unglücklichen Dichters in rührenden, ergreifenden Zügen geschildert:

„Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinen Pilgerstab am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden, dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute so sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen

auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirn nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“

Und so fuhr er dahin in seinem leichten Kahn auf dem wilden, dunklen Strom des Lebens, und wenn er sich auch kein Kaiserreich oder Königreich errungen, so hat er sich doch ein selbständiges Reich erobert: eine Insel, wie sie Böcklin uns gemalt, mit schroffen, zerrissenen Felsen, mit zitternden Pinien und träumenden Zypressen, umrahmt von einem tiefen dunklen Wasser. Ein kleines Reich nur, aber ein Reich, in dem er als souveräner Fürst regierte. Und unvergänglich schmückt der Kranz seine Stirn, unverlierbar.

Was sein Schwager Schurz an seinem Grabe gesagt, hat die Nachwelt bestätigt. Lenau war der letzte seines Geschlechts gewesen, sein Wappenschild wurde über seinem Sarge zerbrochen, und dabei sprach Schurz die Worte:

„Nikolaus Niembſch von Strehlenau heut und nimmermehr, Nikolaus Lenau heut und immerdar!“

